Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 102 (1924)

Artikel: Der Bruch der schweizerischen Neutralität im Jahre 1813

Autor: Steiner, Gustav

Kapitel: 5.: Bedrohung Basels und Kapitulation

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006954

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nützte. Ich sah in dieser Neutralitätserklärung nichts anderes als eine Erklärung für den Despoten und gegen die heilige Sache der Völkerfreiheit und darum empörte sie mich. Und als dann nun vollends die Hunderttausende alle, die gegen den Rhein zogen, von 15 000 Schweizern, die von Schaffhausen bis Basel zerstreut waren, sollten aufgehalten werden, da wußte ich nicht, sollte ich mehr lachen oder mich mehr ärgern. Und dennoch hatten wir hier ein solch unvernünftiges Publikum, daß es einzig dem eidgenössischen Platzkommandanten in Basel, Oberst Herrenschwand und seinem Berner Bataillon alle Schuld beilegte, daß man die Alliierten eingelassen habe."

Diese Eintragung im pfarrherrlichen Tagebuch enthält das Wesentliche der damaligen schweizerischen Neutralitätspolitik und spricht nur die Gedanken aus, die auch den Verbündeten aufsteigen mußten, als Reding und Escher im Hauptquartier sich die Garantie dieser Politik holen wollten.

Pfarrer Kraus spricht sich auch anders aus über den Platzkommandanten Herrenschwand, als seine Mitbasler. Nicht nur im Jahre 1813 sondern auch nachher, ja sogar bis auf unsere Tage, ist Herrenschwand für die Kapitulation von Basel verantwortlich gemacht worden. Kraus spricht überraschend ruhig und weitsichtig über ihn. Sein Urteil ist gerechter als die Tradition. Überblickt man die ganze militärische Lage und die Schwierigkeiten, in die Herrenschwand hineingestellt wurde, dann denkt man anders von dem Manne, der den Rückzug aus Basel anordnen mußte und sich dadurch dem Haß aussetzte, obschon die Verantwortung nicht auf ihn allein fällt. Wir haben gerade als Basler die Pflicht, dem Obersten diejenige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die er in seinem Leben vergeblich suchte.

Ein Blick auf die militärischen Maßregeln zur Verteidigung unserer Grenze und auf die Katastrophe wird das ruhige und wohlwollende Urteil des Pfarrers rechtfertigen.

5. Bedrohung Basels und Kapitulation.

Das siebentorige Basel mochte dem Fremden, der von dem nahegelegenen Hügel zu St. Margarethen auf Türme und Zinnen blickte, einen stattlichen Eindruck machen. Und wer gar von der Rheinbrücke aus, die auf hölzernen und steinernen Jochen die große mit der mindern Stadt verband, den Blick vom Rheintor zur Pfalz und zum herrlichen Münster schweifen ließ, der begriff das Selbstbewußtsein, das sich in diesem Gemeinwesen im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hatte, ein Selbstbewußtsein freilich, das im 18. Jahrhundert mehr von der Vergangenheit als von der Gegenwart lebte. Von den Miteidgenossen war Basel geschieden durch die Höhenzüge des Jura. Es war ein Vorposten der Eidgenossenschaft und stand seit den Revolutionskriegen in beständiger Gefahr und Bedrohung. Über die Basler Brücke rollten die

Wagen und Geschütze der Franzosen im Jahre 1798, und zuletzt noch im Jahre 1809 dröhnte das eichene Gebälk der mit Bohlen und Laden gedeckten Brücke unter den schweren Tritten der Soldaten Molitors. Die Welt loderte 1813 in den Flammen des Krieges, als noch der Gesandte Frankreichs wiederholt die Brücke für den Übergang französischer Truppen forderte.

Die kleine Stadt war überhöht von der großen Stadt, die auf dem linken Rheinufer, vom St. Albantal zum St. Johanntor, dem Lauf des Flusses sich anschmiegte, sich im Birsigtal und auf den nach beiden Seiten hin ansteigenden Anhöhen ausdehnte. Aber so stattlich auch aus der Ferne die Befestigung erscheinen mochte, besaß sie doch längst nicht mehr die Widerstandsfähigkeit, die einem feindlichen Angriff gewachsen gewesen wäre. Ums Jahr 1400 war die innere Fortifikationslinie hinausgeschoben worden durch die großzügige, weitläufige Befestigung, die in ihren letzten Resten heute noch ihren Verlauf erkennen läßt. Die mit Zinnen und Wehrgang ausgestattete Mauer war durch Wehrtürme verstärkt, von denen aus der Verteidiger die Mauer bestreichen konnte. Hinter der Stadtmauer lief der Rondenweg für die Wachen, vor der Mauer der ausgemauerte Stadtgraben.

Nach 1400 wurden Bollwerke errichtet an Stelle bisheriger Wehrtürme. Der dreißigjährige Krieg verlangte erhöhte Sicherheit, so daß tatsächlich einige Schanzen das Verteidigungssystem verstärkten. Aber seit 1624 wurde an den Festungswerken nichts erhebliches mehr geändert. Man hielt mit der Entwicklung der Feuerwaffen nicht mehr Schritt. Dem Anschein nach beherrschte wohl die westliche Front vom Rhein beim St. Johannstor bis zur Petersschanze mit dem Hohen Wall den ganzen westlichen Zugang zur Stadt, und wie die Rheinschanze beim St. Johannstor den Auslauf des Stromes, so verteidigte die St. Albanschanze seinen Einfluß in die Stadt. Aber niemand konnte 1813 im Ernst daran glauben, daß ein Angriff, falls er von dem stark befestigten französischen Hüningen gegen die Stadt unternommen wurde, durch diese Verteidigungswerke konnte abgehalten werden. Namentlich das St. Albantal lockte zu einer Landung des Feindes, und der eidgenössische Offizier, der 1813 die Befestigung zu untersuchen hatte, entdeckte, daß sie dort ganz unzureichend sei. Anderseits war das St. Johannquartier ganz den Kanonen von Hüningen ausgeliefert. In den Kämpfen zwischen Österreichern und Franzosen um den Hüninger Brückenkopf (1796) lebten die Bewohner der Vorstadt stets in Angst und Schrecken, und Peter Ochs erzählt in Briefen an den Zürcher Usteri, wie während der Belagerung von Hüningen durch die Alliierten im Frühling 1814 in einer Märznacht eine Bombe in das Haus Gysendörfers fiel und zwar mitten ins Schlafzimmer, so daß sein Bett, das glücklicherweise leer war, in Stücke zersplittert, zwei Innenmauern und ein Teil der Treppe zertrümmert wurden. Eine andere Bombe fiel nicht weit von Ochs' Haus am Hohen Wall (Petersschanze) in den Stadtgraben. Und am 12. April jenes Jahres 1814

berichtet er, daß eine Bombe von hundert Pfund in einen Garten der Vorstadt eingeschlagen habe, nur etwa zwanzig Schritte von seiner Scheune und seiner Weintrotte (die sich am Ende seines Gartens nach der Lottergasse hin befanden,) entfernt. Das waren verlorene Geschosse. Wie ganz anders sah die Sache aus, wenn der Kommandant von Hüningen mit Absicht die Stadt bombardieren wollte.

Die Befestigung war kein wirklicher Schutz. Seit dem Bau Hüningens stellte sich darum die baslerische Politik noch mehr als früher auf französische Freundschaft ein. Dabei durfte aber auch der Friede mit dem römischen Kaiser nicht vernachlässigt werden. Denn schon durch die ganze Lage des Stadt- und Landgebietes war die kleine Republik auf Frieden angewiesen, wenn sie leben und als Handelsstadt auch noch zu blühendem Wohlstand gedeihen wollte. Das Landgebiet der Stadt reichte im Birsigtal nicht über Bottmingen und im Birstal nicht über Mönchenstein hinaus. Und jenseits des Rheines beschränkte sich das baslerische Territorium auf die mindere Stadt und auf die drei Dörfer Hüningen, Riehen und Bettingen, die sich ihrerseits wie die Vorposten der Stadt ausnahmen. Seitdem Napoleon das Bistum mit Frankreich vereinigt, Österreich aus seinen frühern Vorlanden verdrängt und die süddeutschen Fürsten zur Rheinbundallianz gezwungen hatte, war die Stadt durch Frankreich von der Eidgenossenschaft militärisch abgeschnürt. Diese exponierte Lage bewirkte nun aber keineswegs eine gesteigerte Tätigkeit im Militärwesen. Sondern man ließ die Dinge gehen, indem man sich im Stillen auf die Vorsehung verließ. Das Mauerwerk wurde baufällig, das Gelände im Stadtgraben war parzellenweise an die Bürger vermietet, die dort ihre Gärtchen anlegten, ihr Gemüse bauten, oder sich im Sommer an Reseden und Zentifolien freuten. In der Stadt selber bestanden immer noch die ältesten Stadtgräben vom Seidenhof bis zum Harzgraben. Die Stadt war weit genug, um den Bürgern Raum zu lassen. In den Vorstädten dehnten sich schöne Gärten. Die Stadt zählte damals über 2000 Häuser mit einer Bevölkerung von über 16 400 Seelen.

Um diese Stadt auch nur vorübergehend zu halten, dazu brauchte es ganz andere Vorbereitungen, als sie in letzter Stunde getroffen werden konnten. Man staunt heute über die Gemächlichkeit, mit der von der Regierung Truppen bereitgestellt und ausgerüstet wurden, als doch die Bedrängnis von Tag zu Tag größer wurde. Zweifellos ließ man sich, — und noch so gern! — von der Untätigkeit des Landammanns beeinflussen. Die Regierung gab sich damit zufrieden, daß sie ihren Gesandten zur außerordentlichen Tagsatzung dahin instruierte, daß er für die Aushebung der Kontingente, für die Wahl des Berners Wattenwyl zum General eintrete und den Willen Basels bekunde, keine Opfer zu scheuen. Man verließ sich auf die Tagsatzungsbeschlüsse und auf den General, ohne zu bedenken, daß man damit der eigenen Verantwortlichkeit doch nicht enthoben sei.

Es war gewiß eine schwere Aufgabe, in der Bürgerschaft den Sinn für energischen Widerstand gegen einen überlegenen Gegner zu wecken. Herrenschwand gelang dies schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil er selber an keinen Erfolg glaubte. Die Zurückhaltung des Landammanns und die einander rasch ablösenden Instruktionen, politische Rücksichten, dann auch Rücksichten auf die Empfindlichkeit der Basler Regierung lähmten seine Entschlüsse. Darum wußte er auch kein Zutrauen zu erwecken. Er war nicht im klaren, was er im kritischen Fall unternehmen werde, darum versäumte er es, die Regierung rechtzeitig auf den einen oder andern Ausgang vorzubereiten. Er täuschte eine militärische Aktion vor, der in Wirklichkeit die Seele fehlte. Man wußte in Basel nicht, wie man gelegentliche Äußerungen der Offiziere mit Versicherungen des Obersten in Übereinstimmung bringen sollte. Deshalb mißtraute man ihm und schob ihm nachträglich Absichten zu, die er in Wirklichkeit nicht gehabt hatte. — In Zeiten der Verwirrung und allgemeiner Unsicherheit sind Männer not, die durch ihre ganze Erscheinung und ihre Bestimmtheit das Vertrauen gewinnen und die fähig sind, jene Zuversicht zu erwecken, die keineswegs das Unmögliche verlangt, die aber das Bewußtsein einflößt, die Leitung der Dinge liege in sicherer und zuverlässiger Hand. Diesen Eindruck machte Herrenschwand nicht. Und vielleicht ist darum das Urteil der Basler nachträglich so unversöhnlich hart über ihn ausgefallen.

Denn Unmögliches konnten auch sie nicht erwarten. Sie selber hätten mindestens zuerst das Mögliche tun sollen. Wie aber war eine Stadt zu halten, wenn man sozusagen in stillem Einverständnis seit Jahrzehnten auf ihre Sicherung verzichtet hatte! Kleinbasel konnte einem ernsthaften Angriff nicht widerstehen, wenn man nicht Schanzen anlegte. Die „mindere Stadt" war zwar mit Mauer und Graben umgeben. Aber längs dem Klingental bestand der Graben nicht mehr, er war ausgefüllt worden. Ähnlich verhielt es sich in der großen Stadt. An vier Toren waren Steindämme angelegt, oder der Stadtgraben war wenigstens zugefüllt. Ausgenommen beim Steinentor vermißte der Verteidiger kreuzende Feuer. Durch Vernachlässigung des Wallganges waren zum großen Teil die Schießscharten unbrauchbar geworden. In seiner Verteidigungsschrift sagt Herrenschwand nicht mit Unrecht: „In allem durchleuchtet das System, Basel in einen unwehrbaren Stand zu setzen, und die Lage der Stadt mag dieses entschuldigen..., mit ungeheuren Kosten wäre sie nicht in eine gut zu verteidigende Stadt umzuschaffen. Diese Lage und Handelsverhältnisse bestimmen endlich, mit wenigen Ausnahmen, die politische Meinung und den Geist der Einwohner dieser reichen und industriosen Stadt." — Beides ist noch im einzelnen hier zu verfolgen.

Die Beobachtung, daß in Basel keine kriegerische Stimmung herrschte, machte auch der französische Gesandte. In seinen Situationsberichten, die allerdings augenblicklichen Stimmungen unterworfen sind, fühlte er sich des Standes Basel sicher. Auch der vom Ministerium des Äußern anf Spionagereisen geschickte Denoir schrieb, von

allen alten Kantonen beweise Basel am meisten Neigung zu Frankreich. Er hielt dies für wirkliche Freundschaft. Burckhardt (der Landammann von 1812) und Wieland seien französisch gesinnt. Basel sei eine der verhältnismäßig reichsten Städte Europas. Jetzt liege allerdings der Handel darnieder. Die Basler hätten deshalb ihre Gelder angelegt in Leipzig, in Italien und vor allem in Frankreich. Viel Geld liege in Mülhausen.

Fast verächtlich berichtet Talleyrand nach Paris, in Basel sei kein kriegerischer Geist vorhanden; die Miliz sei schlecht und komme höchstens auf 2 bis 3000 Mann. Intriguen gegen Frankreich seien hier erfolglos. „Le commerce, le repos et la contrebande sont tout ce qu'on y désire.“ — Man wünschte zu leben. Das war alles. Der französische Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft lastete so sehr auf der Schweiz, daß neben dem Willen zur Lebensexistenz eine politische Energie nur in kleinen Kreisen bestehen konnte. Namentlich die Bandfabrikation, aber auch der gesamte Handel, war durch die Kontinentalsperre hart mitgenommen worden. Man suchte sich mit dem Schicksal abzufinden. Gelang es jetzt neutral zu bleiben, dann gab sich reiche Gelegenheit zu Armeelieferungen, und neue Vermögen konnten sich bilden. Von einer wirklichen Freundschaft zu Frankreich konnte nur ein oberflächlicher Beobachter reden. Daß im Gegenteil starke Mißstimmung um sich griff, bezeugt ein Bericht Talleyrands aus den Novembertagen. Und derselbe Gesandte hatte Mühe, in Basel einen Handelsmann zu finden, der ihm Nachrichten übermittelte. Schließlich war ein Kolonialhändler zu Auskunftsdiensten bereit. Dafür wollte er von den hohen französischen Zöllen auf Zucker befreit sein; aber Napoleon lehnte diese Art der Entschädigung ab.

Man war in Basel im allgemeinen über die Vorgänge in der Welt besser unterrichtet als anderswo. Die französische Gesandtschaft und der Kommandant von Hüningen beklagten sich oft darüber, daß gehässige Nachrichten verbreitet und geglaubt wurden. Wiederholt hatte sich der Buchhändler Flick vor dem Rat zu verantworten. Von französischer Seite wurde ihm vorgeworfen, daß er die französischen Siegesnachrichten nicht abgedruckt habe, daß er aber die Unglücksbotschaften verbreite. Worauf er antwortete, daß er eben diejenigen Bulletins drucke, mit denen ein Geschäft zu machen sei. Durch kommerzielle Verbindungen und durch Basler im Ausland erfuhr man aus dem Ausland manches, was kein Zeitungsblatt mitteilen durfte. So meldete z. B. der russische Staatsrat Merian von Dresden aus seiner Mutter die Flucht Napoleons und dann wieder den Untergang der großen Armee, und zwar in solchem Baseldeutsch, daß keine Zensur den Inhalt hätte entziffern können: „dä ganz Huffe zämmetätscht wiene Wentele“, in übermütigem Frohlocken über den Fall des Despoten, ohne des ganzen Elendes zu denken, das über die Armee und über den Einzelnen gekommen war.

Sobald die Säulen dieser Herrschaft wankten, wagte sich auch wieder ein freies Wort gegen Napoleon hervor. Unvorsichtig vielleicht. Denn man stand eben doch unter dem Feuer Hüningens. Man war durch Interessen und durch Furcht und durch die ganze geographische Lage von Frankreich abhängig. Die Freundschaft bestand also darin, daß eine antifranzösische Partei nicht aufkommen konnte, wenn auch im Stillen Haß aufging gegen den Bedrücker. Offiziell erschöpfte sich die Regierung in Lobeserhebungen des Kaisers. Daß sein Sturz so nahe sei, ahnte 1813 niemand.

Man nahm auch die Lage keineswegs so ernst, wie wir meinen könnten. Seit dem Jahre 1792 war Basel durch die Koalitionskriege bedroht gewesen. Man hatte 1796 die Geschütze in nächster Nähe donnern hören, als die Österreicher in nächtlichem Sturm den Brückenkopf von Hüningen nehmen wollten. Man hatte Durchzüge und Kontributionen erlebt. Das Masséna'sche Zwangsanleihen war nicht verwunden. Aber man war immer wieder davongekommen, und wenn man sein Geschick mit demjenigen der Nachbarstaaten verglich, die ihre Jugend auf den Schlachtfeldern Napoleons opfern mußten und ihrer letzten Selbständigkeit beraubt waren, dann konnte man von Glück im Unglück reden.

So lebte man auch 1813 von den Gerüchten, die einander widersprachen, bald in plötzlicher Erregung und Angst, bald in der Hoffnung, man werde auch diesmal verschont bleiben. Wie in der Zeit des ersten Koalitionskrieges, da auf der einen Seite des Rheines die Kaiserlichen, auf der andern die Franzosen ihre Feldlager aufgeschlagen hatten, so spazierte man auch jetzt hinaus nach Lörrach, als die Vortrupps erschienen. Als bereits die Entscheidung über dem eigenen Haupte schwebte und als schweizerische Bataillone in der Stadt lagen, gönnten sich Einzelne das Vergnügen, sich in Lörrach die Kosacken anzusehen und von ihnen unter Gesang und Geschrei an die Zimmerdecke geprellt zu werden. Man schien trotz des Verbotes keinen großen Anstoß zu nehmen, daß die Offiziere der Alliierten Besuche machten und, nach erfolgtem Gegenbesuch, wieder kamen und bei dieser Gelegenheit über die Rheinbrücke ritten und auf Tor und Verteidigungswehr einen Blick werfen konnten. Auch französische Offiziere aus Hüningen fanden den Weg, vor allem Agenten und Kommissäre, die kamen und gingen. Empfing doch der Buchhändler Flick aus den Händen des Grafen von Artois selbst eine Proklamation! Herrenschwand klagte über dies Treiben, besonders über die Durchreise „mehr oder weniger bekannter Personen und Individuen" aus dem Innern der Schweiz, die mit außerordentlicher und sehr verdächtiger Höflichkeit im Lager der Alliierten aufgenommen wurden. Auch der Nachrichtenverkehr mit Hüningen erfüllte ihn mit Sorge. Dort kenne man gewiß alle militärischen Verteidigungsmittel Basels und könne sie darum umgehen, während er selber Mühe habe, sichere Berichte zu erhalten über das, „was außer und um uns vorgeht." Das war umso bedenklicher, weil das schweizerische Aufgebot nicht genügte.

Nach der Schlacht von Leipzig entschloß sich der Landammann allerdings zu militärischen Maßnahmen. Am 4. November begann er mit der Verlegung der Truppen an die Grenze. Allgemein erwartete man, daß die Tagsatzung 45 000 Mann, ihr Äußerstes, aufbieten werde. Weshalb dies nicht geschah, wissen wir. Reinhard „begnügte" sich mit 20 000. Statt nun aber mit ihrer Mobilisierung zu eilen, zögerte er aus Sparsamkeitsgründen. Bis zum 5. Dezember waren im ganzen nur 12 500 Mann eingerückt. An den Rhein kamen etwa 10 000; 2500 standen in Graubünden und im Tessin. Als General Wattenwyl die Größe der Gefahr erkannte, verlangte er am 5. Dezember vom Landammann die Einberufung des ganzen zweiten Kontingentes nebst weiteren Verstärkungen. — Jeder Kanton, so schrieb der General in seinem Bericht an den Landammann, müsse sofort erklären, ob er imstande sei, diese Mannschaft gehörig ausgerüstet und mit tüchtigen Offizieren versehen, nebst 300 Patronen auf jeden Mann, sofort abziehen zu lassen. Aber der Landammann, der sich auch jetzt noch nicht von der französischen Bevormundung frei machen konnte, gab ausweichende Antwort. Deshalb begab sich Wattenwyl von dem bedrohten Basel aus in eigener Person nach Zürich, um durch persönliche Vorstellungen seine Forderung zu unterstützen. Reinhard, der immer noch an die Anerkennung der Neutralität durch die Verbündeten und den Endsieg Napoleons glaubte, fertigte den General mit einigen Bataillonen ab. Daß auch hierin die Rücksicht auf Frankreich ausschlaggebend war, geht daraus hervor, daß er dem eigenen General die notwendige Truppenunterstützung versagte, und daß er genau in denselben Tagen, da sich dies abspielte, den Kantonsregierungen Vorstellungen machte, es seien im Monat November nicht mehr als 226 Rekruten in den französischen Werbedepots angekommen, und es fehlten noch über 1800; man müsse sich mit der Werbung anstrengen.

Voraussichtlich wäre übrigens die Aufbietung des zweiten und die Organisation des dritten Kontingentes an der militärischen Unfähigkeit der Kantone, mit Ausnahme von Bern und Waadt, gescheitert. So stand nun also eine schwache Division von 5000 Mann unter Oberst Herrenschwand von Basel bis Laufenburg, und eine ebenso schwache Division unter Oberst Gady von Laufenburg bis zum Bodensee. Demgegenüber wuchs die Armee der Verbündeten auf dem jenseitigen Ufer bis auf 195 000 Mann, in der Hauptsache Österreicher, dann Russen, Bayern, Preußen, Badenser, Württemberger. Als am 12. Dezember das Hauptquartier von Frankfurt nach Freiburg im Breisgau verlegt wurde, hatte die Avantgarde unter Feldmarschalleutnant Bubna bereits Lörrach erreicht. Am 13. Dezember sollte nach Schwarzenbergs Befehl der Einmarsch in die Schweiz stattfinden. Er wurde verschoben, weil Alexander I. gegen den Neutralitätsbruch Einsprache erhob. Damit wurde die Katastrophe nur hinausgezögert.

Greifen wir auf die Ereignisse in Basel zurück.

Als der schweizerische Landammann mit einem Kreisschreiben den Kantonsregierungen am 20. August den Beitritt Österreichs zur Partei der Verbündeten mitteilte, konnte man erwarten, daß nun auch zu militärischen Maßnahmen aufgemuntert werde. Statt dessen erging sich das Schreiben in allgemeinen Redewendungen. Es war von „kluger Vorsicht, äußerster Wachsamkeit" und Bereitschaft die Rede; die Zuverlässigkeit des schweizerischen Charakters und der Biedersinn der Nation wurden gerühmt. Besser wäre der Appell an den Verteidigungswillen gewesen!

In Basel wurde das Schreiben vom Kleinen Rat an den Kriegsrat geleitet; ferner beschloß der Kleine Rat, es auch an den Staatsrat zu richten, „um das den Umständen Angemessene zu verfügen." Am 26. August faßte der Kriegsrat eine „preparatorische Verfügung," durch welche er die Piketstellung anordnete. Das Militärkollegium erhielt Auftrag, über den „diesmaligen Vorrat" an Munition und Armatur zu berichten; der Artillerieinspektor hatte zu melden, was zur Aufstellung des ersten Kontingents vorrätig und was noch anzuschaffen sei. Das Kriegskommissariat war verantwortlich, daß die Standeskompagnie marschfertig sei. Zum Chef des ausziehenden Kontingents wurde Oberstleutnant Lichtenhahn bestimmt. Die Mobilmachung war seine Sache. Auch für Unterkunft der Miteidgenossen mußte schleunigst gesorgt werden. Das an den Schaffner Rosenburger verliehene Gebäude im Gnadental wurde von der Regierung zu Handen genommen und durch das Bauamt in Stand gestellt. Der Stadtrat bekam Auftrag, die Kaserne im Klingental, in der auch im Jahre 1800 Truppen untergebracht waren, für Einquartierung einzurichten.

Was heutzutage Friedensarbeit ist, das wurde nach umständlichen Berichterstattungen durch Spezialkommissionen angeordnet. Schon die Ernennung der auf Piket zu stellenden Offiziere traf auf Schwierigkeiten. Namentlich deshalb, weil die Unverheirateten verlangten, daß auch die Verheirateten eingezogen würden. Der Stab, jede einzelne Kompagnie mußte erst organisiert werden. Das war gar nicht einfach. Oberleutnant Schweitzer mußte zum Beispiel ersetzt werden, da er „altershalber die Beschwerden eines Feldzuges nicht mehr ertragen" konnte. Als ob sich das nicht hätte voraus ordnen lassen. Und neben einleuchtenden Gründen wurden nun auch ganz persönliche Interessen geltend gemacht, durch die der eine und andere sich womöglich dienstfrei machen wollte. Die Berufung darauf, daß man schon 1805 dem aktiven Piket angehört hatte, genügte jetzt zur Dispensation. Ein Schneider, der mit einer Jungfer Geymüller, des Schlüsselwirts Tochter, verlobt war und heiraten wollte, wurde gegen 20 Franken freigegeben. Ein Seidenfärber, der Rücksicht auf sein Geschäft verlangte, wurde dem Stab zugeteilt. Dagegen wurden andere abgewiesen, z. B. ein Handelsmann, der seine neugegründete Handlung nicht verlassen wollte. Ein Glück, daß die Standeskompagnie vorhanden war. Sie stellte die Mannschaft für die erste Kompagnie und ergänzte auch die zweite.

Man hatte keine Veranlassung zu eilen. Nur eine Tagsatzung konnte die bewaffnete Neutralität beschließen. Und ausdrücklich erklärte der Landammann im Kreisschreiben vom 31. August, daß der Augenblick zur Einberufung einer Tagsatzung noch nicht gekommen sei. Allerdings meldete Reinhard auch, daß sofort 18 Kompagnien nach Graubünden geschickt würden; aber er bezeichnete dies als eine Polizeimaßregel. Daraus ergaben sich merkwürdige Verhältnisse. Ein Generalstab existierte infolge des französischen Einspruches nicht. Er übertrug nun das Kommando über diese Polizeitruppen dem eidgenössischen Obersten Ziegler. Oberstquartiermeister Finsler hatte die Anordnung des Marsches zu übernehmen, „ohne in Diensttätigkeit zu treten." Das Kriegskommissariat besorgte der Glarner Landammann Heer, der bei der letzten Grenzbesetzung Kriegskommissär gewesen war. Aber auch er übte diese Funktion nur als Privatmann aus.

Gleichzeitig forderte der Landammann die Kantone auf, das erste Drittel des Kontingents marschfertig und ein Viertel des Geldbeitrages bereit zu halten. Da das gesamte erste Kontingent etwas über 15 000 Mann stark war, vorläufig aber nur ein Drittel mobilisiert wurde, fielen auf Basel: eine Kompagnie von 100 Mann Infanterie, eine Scharfschützenkompagnie von 80 Mann, eine halbe Kompagnie Artillerie (40 Mann), ein Zug Dragoner (20 Mann).

Mit der Aufforderung zur Bereithaltung des ersten Drittels der Kontingentsmannschaft stimmte das Hinausschieben der Tagsatzung nicht überein. Das wußte Reinhard wohl. Mit wichtiger Geheimnistuerei schrieb er deshalb: „Der Landammann der Schweiz . . . wird nur durch solche Gründe, welche das Wesen der Sache selbst betreffen, zu einem Aufschub, vielleicht nur von wenigen Tagen bewogen. Es ist aber von der höchsten Wichtigkeit, daß alle Stände sich von nun an darauf gefaßt machen, einer Einladung zur Tagsatzung zu folgen." Er hätte ebensogut sagen können, daß er nur das Zeichen abwarte, das der französische Gesandte noch nicht gegeben habe. Wir wissen aus den geschilderten Verhandlungen, daß Talleyrand noch keine Instruktionen erhalten hatte, ob er die Einberufung einer Tagsatzung und die Aufstellung der Kontingente sabotieren solle.

Es war also unter diesen Umständen noch reichlich früh, wenn die Basler Regierung am 11. September dem Landammann mitteilen konnte, die baslerische Kontingentmannschaft sei bereit, auf den ersten Befehl abzumarschieren, „nur in betreff des Fuhrwesens der Artillerie werden wir das bestimmte Aufgebot erwarten, um die erforderlichen Pferde anzuschaffen." Das Militärkollegium rapportierte dem Kriegsrat, daß 800 brauchbare Flinten mit Bajonett, 50 000 scharfe Flintenpatronen 2c. vorhanden seien, und daß die fehlenden Feuersteine noch angeschafft werden. Auch die Munition für das erste Kontingent Artillerie genüge. Der Pulvervorrat betrage wenigstens 150 Zentner. In Bereitschaft seien ferner zwei Zwölfpfünder-Kanonen,

vier Munitionswagen, ein Feldwagen und eine Feldschmiede. Auf den Mann kam ein gutes Gewehr, ein Kaputrock, die nötige Ausrüstung zur Schußwaffe, wie Schraubenzieher, Kugelzieher, drei Feuersteine und — dreißig Patronen. Die Artilleriemunition sollte wenigstens für ein zweites Kontingent vermehrt werden.

Nicht geringere Schwierigkeiten als die Ausrüstung bereitete die Bestellung der Chirurgen und des Feldpredigers. Es war Sache des Antistes, sich unter den „unbediensteten Geistlichen nach einem Subjekt" umzusehen. Keiner wollte die Stelle freiwillig übernehmen. Man mußte die Zuflucht zum Los nehmen. Und als der Kandidat Johannes Stähelin davon betroffen wurde und man auch diese Angelegenheit als geordnet betrachten durfte, da erhielt Stähelin die Wintersinger Pfarrei, so daß der Antistes wieder von vorn anfangen mußte. Freiwillig meldete sich nun der Kandidat Karl Wolleb, der Sohn des Frenkendorfer Pfarrers. Der Antistes hatte zwar Bedenken. Wolleb habe erst vor sechs Wochen sein Examen abgelegt, sei also ohne Erfahrung; aber das treffe auch für die andern Kandidaten zu. Noch größer waren die Schwierigkeiten, die notwendigen sechs Unterchirurgen aufzutreiben, für welche die Zunft zum Goldenen Stern zu sorgen hatte. Keiner wollte annehmen. Auch die Bezirksphysici lehnten ab und Physicus Bohny in Liestal schrieb, im ganzen Bezirk sei keiner zu finden, der „dieser Ehrenstelle ein Genügen leisten könne." Für die Ausrüstung der Feldapotheke legte sich der Kantonsphysicus Stückelberger ins Zeug, derselbe, der als tapferer und unermüdlicher Arzt nach dem Einmarsch der Alliierten am Flecktyphus starb.

Am 10. Oktober hielt Oberstleutnant Lichtenhahn auf dem Münsterplatz Musterung über die drei aufgebotenen Kompagnien. Die Mannschaft war in Röcke von verschiedener Farbe gekleidet; unter den verschiedenen Tschakos fanden sich auch noch dreieckige Hüte. Viel bedenklicher als diese Äußerlichkeit war, daß die Artillerie seit langen Jahren nicht mehr im Zielschießen sich geübt hatte. Auch das Offizierskorps entbehrte der Instruktion. Ganz offenherzig berichtet Eduard Ochs einem Freunde, er habe das Brevet als Leutnant erhalten, werde aber dem zweiten Piquet zugeteilt, das „nur im größten Notfall" zusammenberufen werde. „Ich will nun auch das Militärwesen theoretisch und praktisch studieren; denn es macht einen bösen Effekt, wenn ein Offizier nicht einmal recht exerzieren kann. Vor vier Jahren konnte ich es, aber seitdem habe ich es so ziemlich vergessen." Er war nicht der einzige Unkundige.

Seit der letzten Grenzbesetzung vom Jahre 1809 war nichts zur Förderung des Militärwesens getan worden, und wir erfahren aus den Klagen der Kommandanten, daß Wochen nötig gewesen wären, um die Miliz auch nur einigermaßen zu schulen. Im Bericht über die Grenzbesetzung von 1809 hatte Wattenwyl die schlechte und ungleichförmige Ausrüstung gerügt und verlangt, daß die Leute aus dem Zeughaus bewaffnet würden. Die Gewehre waren von verschiedenem Kaliber, die Monturen

so mannigfaltig, daß man nicht wußte, ob man Freund oder Feind vor sich habe, so daß ein Armeebefehl des Generals im Jahre 1809 den Offizieren, die sich in Phantasiemonturen ergingen, das Tragen der verschiedenen Feldzeichen zur Pflicht machte. Man wird nicht außer acht lassen, daß die Regierungen zur Vernachlässigung des Militärwesens durch Napoleon geradezu gezwungen wurden, obschon die Berner z. B. sich durch die Aufsicht des Kaisers erst recht nicht von militärischen Vorbereitungen abhalten ließen. Sogar in der vielberühmten, einst vorbildlichen preußischen Armee — und zwar vor ihrem Zusammenbruch bei Jena und Auerstädt — war die Ausbildung und Organisation in einer Weise vernachlässigt worden, wie es uns heutzutage geradezu unglaublich erscheint. Man muß in den Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Boyen nachlesen, um sich davon zu überzeugen. Als bei der Potsdamer Garnison, so erzählt er unter anderm, in Gegenwart des Königs mit neu einzuführenden Gewehren eine Probe sollte gemacht werden, da hatte man vergessen, kalibermäßige Patronen anzuschaffen. „Ich verlor den Mut," sagte der König später zu Boyen, als er ihm die Geschichte erzählte, „mit solchen Leuten Krieg zu führen." In der Eidgenossenschaft war die militärische Bereitschaft längst schon vernachlässigt worden. Welche Aufgabe aber nun für den General Wattenwyl und den Obersten von Herrenschwand, angesichts der mangelhaften Ausrüstung und ohne genügendes Truppenaufgebot!

Oberst Johann Anton von Herrenschwand wird als ein Mann von biederer Gesinnung und Vaterlandsliebe, von sehr gemäßigten politischen Anschauungen und von gefälligen, liebenswürdigen Formen geschildert. Er war aus Murten gebürtig (1764), hatte seine wissenschaftliche Bildung auf der Ritterakademie zu Stuttgart erhalten und war dann in holländische Dienste getreten. Er wurde Major in der wallonischen Garde und machte alle Feldzüge des Revolutionskrieges mit. Zeitweise war er Mitglied des Kleinen Rates zu Freiburg, zog sich dann aber vom politischen Leben auf sein Gut zurück. Hier traf ihn der Auftrag des Landammanns. Am 5. November erhielt Herrenschwand sein Aufgebot. Mit einem Bataillon Berner und einer Abteilung Artillerie hatte er die westliche und nordwestliche Grenze zu besetzen. Bevor er noch sein Kommando übernahm, entwickelte er in einer Denkschrift seine militärischen Ansichten. Damit hoffte er auf den Landammann und auf die Tagsatzung einzuwirken.

Diese schwungvolle Denkschrift ist vom Geiste des schweizerischen Geschichtsschreibers Johannes von Müller erfüllt. Wie Müller vor der Revolution eine Erneuerung der Bünde und brüderliche Vereinigung aller Eidgenossen wünschte, so dachte sich auch jetzt Herrenschwand einen Schwur, der von Tagsatzung und gesetzgebenden Räten geleistet werde, mit allen Mitteln das Vaterland zu verteidigen. Das eine scheiterte so kläglich wie das andere. Praktisch wichtiger war der Hinweis, daß

einige Kantone ihre Leute wohl in Mannschaftslisten eingetragen aber noch nicht gekleidet und noch weniger im Kriegsdienst unterrichtet hätten. Was ergab sich daraus? Daß jetzt, im Ernstfall, diese Leute an der Front nicht zu verwenden waren, sondern zuerst instruiert werden mußten. Diese Rekruten sollten nach seiner Auffassung mindestens sechs Wochen lang „dressiert" werden. Also war nicht einmal das ganze Aufgebot zum Felddienst zu brauchen. Es war überdies zahlenmäßig ungenügend. Mit 15 000 Mann könne man die Ruhe im Innern aufrecht erhalten. Zur Verteidigung gegen das Ausland seien 40—60 000 Mann nötig. Sparen solle man im Luxus der Kleidung. Denn das feine Tuch neben dem groben Kittel erwecke Neid. „Neben einer fein zugeschnittenen Uniform und einem hohen Federbusche sah man einen zwilchen Kittel oder gar ein indiennen Westchen." So schrieb Herrenschwand in der Denkschrift. „Flitterwerk ziemt nicht für den Soldaten, es schwächt die Moralität; so wie Mangel am Notwendigen seinen Mut und seine Gesundheit untergräbt."

Es sind gute Grundsätze, die der Oberst entwickelt. Er befaßt sich auch mit der Frage der Bewaffnung einer größern Truppenmacht. Sein Vorschlag mag uns heute überraschen. Aber man darf nicht übersehen, daß die Schweiz durch die Franzosen entwaffnet worden war, und daß sie darum an Ausrüstung Mangel litt. Der Oberst schlug vor, die Linieninfanterie drei Glieder hoch zu stellen; das erste und zweite Glied sollte mit dem Gewehr, das dritte mit einer zwölf Schuh langen Pique bewaffnet werden.

„Das uralte Sprichwort, la bayonette est l'arme du brave, spricht zugunsten der Pique." Die Wirkung des Feuers der Linieninfanterie schätzt er — im Gegensatz zum Feuer des Scharfschützen — gering ein. Mit der Picke will er aber namentlich diejenigen ausrüsten, die kurzsichtig sind oder am wenigsten Intelligenz und Geschicklichkeit besitzen. Diese kann man als Wachen und im Lagerdienst sehr wohl brauchen. Besondere Aufgaben weist der Oberst den Scharfschützen zu. „Wegen der Kaltblütigkeit sind Schützen von 40 bis 50 Jahren jüngern Männern vorzuziehen. Der Scharfschütz muß wie der Jäger sich im Hinterhalt und auf die Lauer stellen und mehr von da aus wirken als durch offene Gewalt; heftige Bewegungen muß er vermeiden, damit sein Blut nicht in Wallung gerate und sein Schuß die Richtigkeit verliere." — Die leichte Infanterie muß für den Mangel an Kavallerie aufkommen. — Den Ängstlichen, die aus Sparsamkeitsrücksichten noch keine Armee aufstellen wollen, redet er ins Gewissen. „Systematisch wird die Ausleerungs-Kunst betrieben," sagt er vom Feind, der das Land besetzen und zu unerschwinglichen Lasten zwingen würde. Er erinnert an Spaniens, an Preußens und Sachsens Schicksal. Nur nicht zum Kriegsschauplatz werden! Das muß rechtzeitig verhindert werden. Zudem: das Geld für die Ausrüstung der eigenen Truppen bleibt im Lande.

Seine Denkschrift überschrieb er mit dem Motto: Man muß nichts halb tun, wenn man nicht früher oder später bitter büßen will.

An Herrenschwand selber erwahrte sich das Wort. Die Verteidigung war nichts Ganzes. Dabei sollte man allerdings nicht übersehen, daß er seine Denkschrift verfaßte, noch bevor er in seine militärische Stellung berufen wurde. Sie war ein Appell an das Gewissen der Nation. Er konnte hoffen, daß dieser Appell gehört werde; denn als er ihn ergehen ließ, war die Tagsatzung noch nicht zusammengetreten. Er durfte erwarten, daß seine Forderung auf die Aushebung von wenigstens 40 000 Mann gehört und beherzigt werde. Als er zum Kommando der Division berufen wurde, wußte er nicht, daß man ihn auf den schwersten Posten stelle mit halbleeren Händen. Er hatte nachher allen Grund, sich zu beklagen.

Am 9. November erschien Herrenschwand in Basel. Mit ihm erschienen die ersten Kontingente. Das Berner Bataillon May wurde in Kleinbasel, die Bataillone Lichtenhahn von Basel und v. Erlach von Bern in Großbasel stationiert; dazu verfügte Herrenschwand über die halbe Divisionsartillerie Preiswerck und über „fünf Stück Dragoner." Nur langsam vermehrten sich die Truppen. Dafür stellten sich um so rascher Reibereien zwischen Zivil- und Militärbehörden und unter den Militärbehörden selbst ein, weil die Funktionen der einzelnen Kommissionen und Beauftragten nicht genügend abgegrenzt waren. Alles in allem waren es, nur in etwas anderer Form, dieselben Schwierigkeiten, mit denen 1798 der Berner General von Erlach zu kämpfen hatte, als er das Kommando gegen die Franzosen führte und ihm bald der eigene Kriegsrat, bald die Kriegsräte der Miteidgenossen in den Arm fielen.

Herrenschwand rekognoszierte das Terrain. Das Resultat, zu dem er gelangte, war recht unerfreulich. Er überzeugte sich von der Unmöglichkeit, sich in der Stellung von Basel zu halten. Er sagte sich, daß die Stadt von der französischen Seite her auf die bequemste Art umgangen und von der Eidgenossenschaft könne abgeschnitten werden. Sogar ein Rückzug auf Hauenstein oder Bötzberg war unmöglich, wenn er nicht rechtzeitig unternommen wurde, weil das Birseck französisch war. Darum hatte auch Finsler ihn instruiert, die Kompagnie Scharfschützen auf Muttenz zu verlegen und von da aus die Münchensteiner Brücke mit einem Vorposten zu besetzen. Denn er hatte vernommen, daß die Festung Lauis (Landskron) von den Franzosen armiert sei. Dieselbe Instruktion übrigens ordnete an, daß der Oberst keine Vorposten und Patrouillen außerhalb der Stadttore einrichten solle. Wenn also schon drei Tage nach seiner Ankunft sich der Rat beschwerte, weil keine derartigen Vorposten aufgestellt wurden, dann traf der Vorwurf — als solcher war die Einmischung gedacht — keineswegs den Obersten, sondern seine Instruktion, und es war falsch, mangelnde Ortskenntnis anzunehmen.

Der Oberst kannte sich vielmehr sehr bald zurecht. Ebenso bedenklich wie eine französische Umgehung erschien ihm ein vom Feind erzwungener Übergang bei Säckingen

oder Rheinfelden. Denn von dort aus konnten die Verbündeten den Hauenstein rascher erreichen als dies von Seite der schweizerischen Truppen in Basel möglich war. Kleinbasel, ohne Schanzen von einem Ufer zum andern, war nicht zu halten. Bei niedrigem Wasserstand war vom Klingental aus ein Überfall auf die Rheinbrücke zu gewärtigen.

Von der Festung Hüningen fürchtete nun der Oberst vorläufig noch nichts; sie schien ihm sehr schwach besetzt. Etwa vierzig Mann arbeiteten dort an der Mauerbekleidung der Wälle. Von dem ehemaligen Brückenkopf, dem alten Kriegsstreitobjekt, existierte um jene Zeit nichts mehr. Dagegen war er in Verlegenheit, wie er mit der Handvoll Leute die Stadt genügend besetzen könne. 600 Mann reichten nicht aus. Die Stadt war zu ausgedehnt. Nur um die Runde zu machen, brauchte ein Offizier wenigstens zwei und eine Viertelstunde. Die Mauern selber boten keine Sicherheit. Selbst wenn die Stadt mit einer zahlreichen Garnison versehen werde, sei sie kein haltbarer Ort. Als Militär und nur in rein militärischen Erwägungen bezweifle er, daß unter diesen Umständen die Verstärkung der Garnison „zuträglich" sei.

Oberstquartiermeister Finsler teilte diese militärische Auffassung. Wörtlich und vertraulich schrieb er an Herrenschwand: „Ich bin mit Ihnen der Meinung, daß die Stadt Basel gar kein haltbarer Platz sei, daß es eine große Unbesonnenheit wäre, dieselbe gegen einen ernsthaften Angriff verteidigen zu wollen; allein ich glaube, es sei möglich, sie gegen eine Überraschung zu sichern, und den Vorwurf einer Vernachlässigung oder gar einer freiwilligen Bloßstellung dieses so wichtigen Durchpasses von uns abzuwälzen." Finsler hatte die ganz unrichtige Vorstellung, Kleinbasel sei durch eine doppelte Mauer und durch seine beiden Tore wirklich fest, so daß ohne eine Leitererersteigung nicht hineinzukommen wäre. Man könne also im Notfalle immerhin den Gegner so lange aufhalten, bis die Brücke zum Teil vernichtet „und der Rückzug des größten Teils der Truppen in die größere Stadt effektuiert wäre." Die Brücke selbst könne man dann immer noch einige Zeit halten, da sie von der Rheinschanze und von einigen Terrassen aus mit Geschütz könne bestrichen und da das Tor könne verrammelt werden, „bis das Schicksal der ganzen Stadt auf diese oder jene Weise ins reine gebracht" sei. Von der Großbasler Seite aus sollte also nach Finslers Auffassung „so vieles getan werden, als die Ehre der Eidgenossenschaft und die Aufrechterhaltung ihres Systems befiehlt."

Durchaus richtig war die Vermutung Finslers, daß die Verbündeten einen Versuch zum Übergang bald aufgeben würden, wenn sie Gewißheit erhielten, daß Widerstand geleistet werde. Als Militär allerdings befahl er, sich auch für den Fall vorzusehen, daß ein Übergang sollte erzwungen werden.

Müssen wir, die wir sowohl die Vorgänge im Hauptquartier der Verbündeten als auch die Vermutung Finslers kennen, nicht bedauern, daß die Kapitulation ab-

geschlossen wurde, ohne daß der Versuch gemacht wurde, militärischen Widerstand zu leisten?

Die Besetzung von Riehen und Kleinhüningen hielt der Oberstquartiermeister für völlig nutzlos, es sei denn, daß die dort aufgestellten Vorposten als Feldwachen und nicht als Verteidiger des schweizerischen Territoriums betrachtet würden. Mehr Sorge als eine solche Gebietsverletzung machte ihm schon der bloße Gedanke, daß eine Unternehmung „von einer andern Seite her" eingeleitet würde. Damit war Frankreich gemeint. Finsler erhielt die Meldung, daß Marschall Victor mit 15000 Mann auf dem Marsch nach der Festung Hüningen begriffen sei. Ein französischer Angriff sei nicht zu erwarten, meint der Oberstquartiermeister, mit dem sehr vorsichtigen Beifügen: vorausgesetzt, daß die wiederholten Neutralitätsversicherungen aus dem Munde des französischen Gesandten wirklichen Wert haben.

Darin unterschied sich nun Finsler vom Landammann: während Reinhard diesen französischen Zusicherungen felsenfestes Vertrauen entgegenbrachte und um dieselbe Zeit die Tagsatzungsabgeordneten bearbeitete, damit sie sich mit dem Aufgebot von höchstens 20000 Mann zufrieden gaben, hoffte zwar der Oberstquartiermeister auf die Wirksamkeit des Neutralitätsversprechens, aber er gab sich damit doch keinen Illusionen hin. Sondern offen und rückhaltlos rechnete er in der Instruktion an Herrenschwand mit dem Fall einer Neutralitätsverletzung durch Frankreich. Daß er diesen kitzlichen Punkt nicht umging, macht ihm alle Ehre. Und zwar gerade darum, weil die Lage heillos war und es sehr verführerisch gewesen wäre, die Verantwortlichkeit dem Divisionskommandanten zu überlassen. Finsler schrieb ihm aber klar und unzweideutig: „Sollte indessen gegen alle Wahrscheinlichkeit von der Elsässer Seite her etwas gegen Basel vorgenommen werden, so sehe ich durchaus kein Mittel, die weitläufige und schlecht befestigte große Stadt zu schützen, und also auch keinen Grund, die Einwohner oder die Garnison ganz vergeblich aufzuopfern. . ."

Als Finsler dies schrieb, dachte er keineswegs an eine Generalkapitulation, sondern an den Rückzug der Schweizer hinter die Birs. Die Preisgabe Basels sollte nicht gleichzeitig die Preisgabe der ganzen Schweiz sein.

Aus der Hilflosigkeit gegenüber Hüningen zeigt sich noch einmal mit aller Deutlichkeit, daß die bewaffnete Neutralität in erster Linie gegen die Verbündeten gerichtet war. Auch aus den weitern Anordnungen geht dies mit Bestimmtheit hervor: so wurden an der Münchensteinerbrücke nur noch der Demonstration wegen Wachen aufgestellt, damit nicht der Vorwurf einseitiger Besetzung konnte erhoben werden. Man behalf sich überhaupt so gut als man konnte. Das war um so schwerer, weil der Überblick fehlte. Durch Befehle wird die Lage oft recht grell beleuchtet. So z. B. durch die Weisung des Oberstquartiermeisters: „So viel ich weiß (!), existiert nirgends kein Pionierkorps; man muß zu diesem Dienst nehmen, wer dazu taugt, und dann die Leute als Pioniers taufen."

Unterdessen beschloß zwar die Tagsatzung die bewaffnete Neutralität und Wattenwyl wurde General. Aber die Denkschrift Herrenschwands hatte keinen Erfolg. Mit Bitternis äußerte sich später der Oberst über diese „Sorglosigkeit der Zentralbehörden". Unverständlich blieb ihm, daß der Landammann von seinen Vollmachten nicht Gebrauch machte, so daß nur rund 12000 Mann unter die Waffen gestellt wurden; unter seinem Kommando von Laufenburg bis Basel standen nur ungefähr 4000 Mann und 34 Artilleriestücke. Die Aussicht auf Erfolg in der Verteidigung wurde immer geringer. „Die meinem Kommando anvertraute Hand voll Leute", so schrieb er später, „wäre entweder aufgeopfert oder abgeschnitten und gefangen worden, da die Alliierten durch einen . . . Rheinübergang oberhalb Basel . . . das Gebirg vor mir gewonnen hätten."

Am 20. November wiederholte der Oberstquartiermeister, daß die Stadt gegen einen ernsthaften Angriff nicht verteidigt werden könne; sie dürfe darum keinem Bombardement preisgegeben werden. Aber er verlangte, daß sie gegen einen Handstreich gesichert werde. „Durch saure Gesichter dürfe man sich nicht abhalten lassen." Die Brückenjoche durften allerdings nicht beschädigt werden. Die Befestigungswerke sollten nach Möglichkeit ausgebessert werden — was dann wieder zu Erörterungen führte über die Frage, welche Kosten die Stadt und welche die Eidgenossenschaft zu tragen habe. — Der Ingenieur Hauptmann Karl von Bonstetten erhielt geheimen Auftrag, sich in Basel, ohne Aufsehen zu erregen, die Fortifikation anzusehen und festzustellen, ob sie genüge, um einen coup de main abzuhalten, oder wie sie in Stand gesetzt werden könne, damit der Platz wenigstens zwölf Stunden könne behauptet werden. Auch die Konstruktion der Brücke hatte er zu untersuchen. Bonstetten sollte sich nur mit Herrenschwand besprechen. Er veranlaßte, daß das Aeschen- und St. Johanntor verrammelt wurden. Die Verbarrikadierung des St. Johanntores wurde vom Oberkommando gebilligt, weil der Eindruck der Unparteilichkeit hervorgerufen werde. Damit sei getan, „was das politische und militärische Dekorum erheischt." Dagegen wurde der Gedanke, vor dem St. Albantor eine Redoute aufzuwerfen, fallen gelassen. „Hingegen," so lesen wir im Schreiben des Oberkommandos an Bonstetten, „ließe sich untersuchen, ob nicht aus dem St. Albanstal am Fuß der Anhöhe, auf welcher das Tor stehet, ein Durchbruch zum Behuf eines allfälligen Rückzuges gegen die Birsbrücke anzubringen wäre." Alles was auf der Seite der großen Stadt den Eindruck der Verteidigung erwecke, sei wohlgetan. Deshalb wird auch gebilligt, „daß auch auf dieser Seite der Graben gereinigt werde; allein ich bin doch noch immer der Meinung, daß diese Enceinte viel zu weitläufig und die Position in der großen Stadt gegen einen Angriff von Seite des Bistums (also durch die Franzosen!) viel zu nachteilig sei, als daß man vernünftigerweise sich darin verteidigen könnte." Finsler gab also seine Überzeugung von der Unhaltbarkeit der Stadt nicht preis. Der Bericht Bonstettens, in dem geschildert wurde, wie namentlich in der kleinen Stadt die Gräben

zum Teil mit Schutt ausgefüllt oder zu Kleingärten verwandelt seien, bestärkte ihn in der Auffassung, daß die kleine Stadt sehr rasch müsse preisgegeben werden. Über die Abdeckung der Brücke sollte sich Bonstetten mit dem „ebenso einsichtsvollen als tätigen Ratsherrn Stähelin," dem Präsidenten der Baukommission, verständigen.

Bonstetten faßte die Möglichkeit des Abmarsches ins Auge, wie ihm Finsler aufgetragen hatte. Dieser schrieb ihm am 28. November: „Es ist ganz gut, daß Sie eine Stelle zum Durchbruch im St. Albantal ausfindig gemacht haben, aber ebenso gut und wohlgetan, daß Sie nichts dort arbeiten lassen. Dieses sind Sachen, die man nicht eher macht, als in dem Moment, wo man sie braucht, und Einreißen geht immer schneller als Aufbauen."

Dementsprechend wurde das Hauptaugenmerk auf die Verteidigung der Brücke gewendet. Artillerie sollte deshalb in der kleinen Stadt nicht aufgeführt werden, höchstens soweit, als durch ein gut aufgestelltes Geschütz der Rückzug in die große Stadt gedeckt werden konnte. Wenigstens über Nacht sollte die Brücke unter Beihilfe des Inspektors Laroche ihrer Länge nach abgedeckt werden, so daß sie zwar noch benützt, aber rasch und vollständig könne abgeworfen werden. Die in Kleinbasel befindlichen Tollbäume und alles wertvolle Brückenmaterial mußte nach der großen Stadt hinübergebracht werden. Für den allfälligen Rückzug aus der Stadt wurde die Marschroute festgelegt. Er hatte so langsam als möglich auf die obersten Höhen des Jura zu erfolgen. Dort sollten die herbeieilenden Verstärkungen abgewartet werden.

In allem was unternommen und angeordnet wurde, machte sich der Mangel an wirklichen Verteidigungsmitteln spürbar. Der General konnte den Seufzer nicht unterdrücken: „Meine und Ihre Lage ist um desto unangenehmer, als durch eine fatale Zögerung wir noch nicht in der Verfassung sind, in der wir uns seit lange hätten befinden sollen. Eine unzeitige Ökonomie hat die dringendsten Anstalten verzögert, und jetzt, da man handeln sollte, muß man erst organisieren." Die Verhältnisse aber gestalteten sich immer schwieriger. Durch Agenten und durch Emissäre wurde das Zutrauen der Mannschaft so erschüttert, daß der General es für nötig hielt, dem Obersten dringend zu befehlen, den guten Geist der Truppen zu fördern und zu befestigen. Jedes Mißtrauen müsse im Keim erstickt werden. — Diese Mahnung galt nicht nur dem gemeinen Mann sondern auch den Offizieren. Gerade Herrenschwand verlor je länger um so mehr das Vertrauen in die militärische Unternehmung. In einem Schreiben an den Landammann bezeichnete er den Widerstand gegen die überlegene Kriegsmacht als etwas ganz Unmögliches. — Die Stimmung beleuchtet ein Brief des Geniehauptmanns Karl von Bonstetten an seinen Vater. „Unsre Stellung hier ist kritisch und böse. Herrenschwand, ein geschworener Franzosenfeind, gibt gerne ein günstiges Gehör den schmeichelnden und schönklingenden Einflüsterungen des alliierten Emissärs; auf

der andern Seite ruft ihn die Ehre zu seinem Eide, zu seiner Pflicht zurück, und so schwimmt er, wie wir alle mit ihm, in einem Meere von Zweifeln und schwankenden Entschlüssen." Oberst Gatschet, einer der Altgesinnten, der sich ins Hauptquartier der Verbündeten begeben hatte, tauchte in Basel auf. Er bestürmte Herrenschwand, sich mit seiner Division zurückzuziehen und den Alliierten den Durchpaß zu gestatten. Daraufhin schickte der Oberst einen Kurier zum General, um Verhaltungsbefehle einzuholen.

Bonstetten war überzeugt, daß mit Energie und Kraftaufwand die Schweiz hätte gerettet werden können. „So aber bei der gegenwärtigen Lage der Dinge werden wir durch die ausschweifende Leidenschaft vieler und durch den zügellosen Ehrgeiz Einzelner in einen schauderhaften Abgrund gestürzt." Da die Alliierten von Schweizern aus den ersten Geschlechtern, die ihre Worte für die Stimme der ganzen Nation ausgeben, zum Einmarsch aufgefordert werden, „wären sie ja Toren, wenn sie diesen Zuwachs von Kräften verachten und ausschlagen wollten. Der Rheinübergang soll an fünf Orten stattfinden: alles ist bereit dazu. Der Franzosen schwarze Stunde hat geschlagen..... Die Blüte der Nation ist gemordet."

Von der Spannung, die in Basel zwischen der Bürgerschaft und dem Kommando bestand, geben diese Zeilen allerdings nur einen schwachen Begriff. Sie war da von Anfang an. Der Oberst war mit Recht empfindlich, als bei der Ankunft des Bataillons May die Truppen sofort in die Kaserne gelegt wurden, wo sie, wie er behauptet, sich die Krätze holten, während es doch sonst üblich war, die Kontingente für einen oder zwei Tage in den Bürgershäusern und auf Zunftstuben unterzubringen. Die Regierung hielt streng auf ihre Selbstherrlichkeit. Man empfand die Anordnungen Herrenschwands als Eingriffe in die eigenen, unverletzlichen Kompetenzen. Es wurde Herrenschwand übel vermerkt, daß er die ersten zwei Tage verstreichen ließ, ohne seine Anstandsvisite zu machen. Er entschuldigte sich schriftlich. Aber das machte die Sache nicht wieder gut. Weil die Vollmachten nicht genügend abgegrenzt waren, geriet der Oberst auch in Widerspruch mit dem bisherigen Platzkommandanten Lichtenhahn. Überall spürte er Widerstände und Hemmungen. Man ließ es auf beiden Seiten an Offenheit und Vertrauen fehlen. Als der Oberst seine Überraschung über den schlechten Zustand der Befestigungswerke aussprach, erklärte der Bürgermeister, daß man „aus Gründen" ihre Vernachlässigung beschlossen habe. Auch die Bürger reklamierten. So der Tuchscherer Flick, als durch die Gärten an der Ringmauer ein kleiner Durchgang für das Militär sollte geöffnet werden. Seine Redensart ist sehr charakteristisch. Er sagte nämlich, das Vaterland sei noch nicht in so großer Gefahr, daß man mit dieser Kleinigkeit nicht hätte warten können. Und als Herrenschwand mit der Wache drohte, entgegnete Flick, in Basel sei man eine solche Despotie nicht gewohnt; das möge in Bern angehen.

Das war deutlich. Man mißtraute den Bernern. Allgemein sprach man von ihrem geheimen Einverständnis mit den Verbündeten. Nicht besser dachte man von Wattenwyl, und bald wurde auch der Landammann nicht geschont. Das Hin und Her ins Quartier der Alliierten blieb nicht verborgen. „Es ist schlimm, wenn Schweizer gegen Schweizer Mißtrauen hegen, und noch dazu in einem Moment, wo es so viel darauf ankommt, daß sie fest zusammenhalten in Eintracht." So schreibt die Verfasserin des Tagebuches aus dem „Blauen Hause", die sich tapfer gegen die Gerüchte wehrt, nachher aber von dem Verrat überzeugt ist. Sie erzählt auch, wie der Oberst von Erlach zu ihrem Vater kam, um vom Dach des hochgelegenen Hauses aus nach Hüningen zu sehen. „Er sprach mit bedenklichen Worten und sagte, man könne sich nicht wehren, wenn die Alliierten durchpassieren wollten; vielmehr sollen die Basler den eidgenössischen Obrist bitten, sich nicht zu verteidigen, weil unsere Stadt sehr darunter leiden würde."

Es ist deutlich: die militärische Leitung wollte gedeckt sein. Der Wunsch der Räumung, die doch beschlossene Sache war, sollte von der Zivilbehörde ausgehen. Diese wollte im Grunde von einer Verteidigung und Gefährdung der Stadt nichts wissen. Aber man hüllte sich gegenseitig in Schweigen oder begnügte sich mit Andeutungen. Die Verantwortung wollte kein Teil übernehmen.

Vielleicht hätte aber Herrenschwand doch Widerstand gewagt oder wenigstens den Rückzug nur auf die in der Instruktion angegebene Juralinie angetreten und dort Unterstützung abgewartet, wenn er gewußt hätte, daß die Verbündeten einen übertriebenen Begriff von der schweizerischen Verteidigung hatten. Schwarzenberg machte sich auf Widerstand tatsächlich gefaßt. Darum lag ihm viel daran, die Schweizer über seine Absichten zu täuschen. Den Truppen wurde aufs strengste und möglichst offenkundig befohlen, die Neutralität zu respektieren. Radetzky ordnete an, daß man den Eindruck hervorrufen müsse, ein Neutralitätsbruch sei ausgeschlossen; jeder vom Armeekorpskommandanten abwärts folgende Offizier müsse die Auffassung bekommen, man denke nicht an eine Gewalttätigkeit. Dies Verhalten der Armeeleitung, die Zusicherungen des Zaren und das Gerede vom bevorstehenden Frieden beruhigten manche Gemüter in der Schweiz.

Einsichtige Männer freilich konnten sich dadurch nicht betören lassen. Denn das Wunderbare bestand ja gerade darin, daß sich der mächtige Heerstrom bis zum Oberrhein wälzte und sich hier so plötzlich staute. Die Kantonierungen waren so eng, daß sie auf die Dauer nicht zu halten waren. Um den 12. Dezember stand Bubnas Avantgarde zwischen Lörrach und Schliengen, das 2. Armeekorps (Aloys Lichtenstein) von Schliengen über Müllheim bis Heitersheim; Giulay mit dem 3. Armeekorps zwischen Krotzingen und Freiburg. Die österreichisch-bayrische Armee unter Wrede rückte nach und war bereits über Emmendingen hinaus; das 1. Armeekorps unter Colloredo befand

sich im Schwarzwald, bei Todtmoos und Grafenhausen; und bis zum Bodensee hinauf, auf der Straße Villingen-Schaffhausen-Sigmaringen-Engen, reichten die Divisionen der Verbündeten. In einer an Kaiser Franz gerichteten Denkschrift (13. Dezember) führte Radetzky aus, der Kaiser von Rußland habe sich selber für die Bewegung nach der Schweiz erklärt; in dieser Absicht sei der gegenwärtige Aufmarsch angeordnet worden. Jetzt gebe es nur die beiden Möglichkeiten: Offensive gegen die Schweiz, auf die man sich stützen müsse, oder schmählicher Rückzug. „Die Kommandanten aller Schweizertruppen erklären sich für uns, wenn wir einrücken und das Gouvernement für aufgelöst erklären."

Zweifellos benützte Metternich dieses Exposé, um am 15. Dezember die Zustimmung des Kaisers Franz zum Einmarsch in die Schweiz zu gewinnen. Schon am 16. und 17. Dezember erteilte Fürst Schwarzenberg die Befehle zum Vorrücken. Wenn immer möglich, wollte er Gewalt vermeiden. Auf beiden Seiten wurden Befehle erteilt, dem Gegner den ersten Schuß zu überlassen. Der eidgenössische General z. B. zog die Ordre zur Aufführung von Geschütz bei Säckingen und zu Vorbereitungen für die Zerstörung von Brücken zurück, weil dies herausfordernd wirken könnte. Bei den Verbündeten wie bei den Schweizern war ausdrücklich befohlen, zu vermeiden, „daß unserseits der erste Schuß geschehe." — Die verbündeten Truppen, die ursprünglich am 13. Dezember einmarschieren sollten, waren angewiesen, sich des Bajonetts zu bedienen. Es war auf eine Überraschung abgesehen.

Das Unternehmen wurde auf die Nacht vom 19. auf den 20. Dezember verschoben. Für den Fall, daß Herrenschwand Widerstand leistete, sollte oberhalb Grenzach eine Schiffbrücke geschlagen werden. Auf diese Weise hoffte man die Schweizer zu umgehen. Schwarzenberg gab aber auch jetzt Befehl, den eidgenössischen Kommandanten zu freiwilligem Rückzug zu bewegen. Im Notfall müsse man Gewalt anwenden. Aber es war nur von gelinden Maßregeln die Rede. „Mit Ernst und Nachdruck, aber mit möglichster Schonung" müsse man vorgehen. „Es kommt hierbei wesentlich darauf an, daß von unserer Seite nicht früher als von den Schweizern geschossen werde."

Wird der Durchpaß nicht gestattet, dann folgt in der Nacht vom 19. auf den 20. das 2. Armeekorps (Lichtenstein) der Avantgarde Bubnas nach Grenzach, während das 3. Armeekorps (Giulay) Kleinbasel blockiert und das weitere erwartet. Die Truppen stehen am Morgen des 20. präzis 5 Uhr auf ihren entscheidenden Punkten. Wird Durchpaß gewährt, dann besetzt Giulay Basel und bedroht Hüningen.

Infolge der Unterhandlungen mit Herrenschwand erlitt das Vorgehen eine Verzögerung um 24 Stunden. Auf die Dispositionen im weitern kann hier nicht eingetreten werden. Sie finden sich in der aktenmäßigen Darstellung durch Wilhelm Öchsli in einem Zürcher Neujahrsblatt. Uns beschäftigt nur noch der Ausgang. Und auch

dieser in aller Kürze, da in einem frühern Basler Neujahrsblatt die Vorgänge im einzelnen durch Hans Buser geschildert sind.

Am 17. Dezember stieg vor dem „Weißen Hause" in Basel, wo Herrenschwand Quartier hatte, ein österreichischer Stabsoffizier ab, um den eidgenössischen Oberst im Auftrag des österreichischen Generalquartiermeisters von Langenau auf den 19. Dezember zu einer Besprechung bei den Vorposten von Lörrach einzuladen. Der Einmarsch stehe bevor. Herrenschwand war nicht überrascht. Er berichtete sofort an den eidgenössischen General, und Wattenwyl überschickte ihm Verhaltungsbefehle, die auf die verschiedensten Möglichkeiten berechnet waren, aber ohne eine einzige befriedigende Lösung. Wenn es nur auf die Stadt Basel und die Rheinbrücke abgesehen sei, so werde der Oberst „nach eingeholter Willensmeinung und Vollmacht von der Regierung daselbst" den Platz räumen. Der Oberst müsse dann „mit Klugheit und Festigkeit dem Drange einer überlegenen Macht weichen." Auch wenn es sich nicht nur um den Besitz Basels sondern um denjenigen der Schweiz handelte, hatte der Oberst „sich in eine nahe und sichere Stellung in aller Stille zurückzuziehen." Von Widerstand in der Juralinie war jetzt gar nicht mehr die Rede, sondern nur von Protesten und Kompetenzeinreden. Der Schriftenwechsel zwischen Herrenschwand und Wattenwyl offenbart, daß der General auf selbständige Entschlüsse verzichtete und sich nur von den Begehren der Alliierten leiten ließ. Vorzüglich rechnete er „auf die Vorsehung, die uns auch jetzt nicht verlassen wird."

Am 19. Dezember begab sich Herrenschwand mit zwei weiteren Offizieren nach Lörrach. Hier wurde ihm von Bubna und Langenau eröffnet, daß der Einmarsch noch in der Nacht vom 19. auf den 20. Dezember stattfinden werde. Als sich der Oberst auf die Zusicherungen der Monarchen berief, die Neutralität zu achten, wurde ihm erwidert, man handle nach dem Wunsche der Schweizer und dem Bedürfnis des Landes; eine wohltätigere Verfassung und die alten Regierungen sollten wieder hergestellt werden. Aargau und Waadt müßten wieder den Bernern gehören. — Die französische Politik, die das Bundeshaupt eingehalten hatte, wurde scharf kritisiert. Man habe der Schweiz alle möglichen Vorschläge gemacht. Aber die Antwort des Landammanns, seine letzten Depeschen seien diejenigen eines französischen Gesandten. Damit wurde über die Abhängigkeit Reinhards vom französischen Ambassador allerdings vernichtend abgeurteilt. Herrenschwand überzeugte sich noch einmal, welchen Schaden die schweizerischen Emissäre ihrem Vaterland zufügten. „Bei einer andern diplomatischen Leitung und bei gänzlicher Vermeidung jeder Privatunterhandlung" wäre das Vaterland nach seiner Meinung gerettet worden.

Alles was Herrenschwand in Lörrach erwirkte, war ein Aufschub von 24 Stunden. Der eidgenössische General ordnete jetzt unverweilt den Rückzug der Grenztruppen an. Am 20. Dezember erschien Bubna in höchst eigener Person zum Gegenbesuch in Basel,

und die Verabredungen Herrenschwands mit den Österreichern wurden durch eine Übereinkunft abgeschlossen. Als Hauptmann Fischer imAuftrag des Obersten nach Lörrach eilte, fand er bereits alles in Bewegung. Der Entwurf Herrenschwands wurde nicht mehr diskutiert, sondern eine kurze Kapitulation aufgesetzt und mit einer Proklamation Schwarzenbergs ergänzt. Es wurde bestimmt, daß den Alliierten um 2 Uhr früh die Tore Basels offen stünden.

Bis zuletzt hüllte sich der Oberst der Basler Regierung gegenüber in Schweigen. Er scheute sich wohl vor der gereizten Bürgerschaft und vor den Kanonen Hüningens. Das Erscheinen Bubnas allerdings gab Anlaß zu dem Gerücht einer bevorstehenden Kapitulation. Aber einer Deputation gegenüber äußerte der Oberst nur Besorgnisse, und als er am Abend die schriftliche Anzeige Bubnas vom bevorstehenden Einmarsch erhielt, verwahrte er sie, bis die Tore der Stadt geschlossen waren. Dann erst machte er der Regierung Mitteilung.

Die letzten Ereignisse vollzogen sich so plötzlich, daß die Bürgerschaft trotz allem überrascht wurde. „Denken Sie," so schrieb damals Eduard Ochs an seinen Freund, „den gleichen Abend, wo die alliierte Armee hier eingerückt ist, mußte ich noch mit meiner Kompagnie einen Eid ablegen, daß wir die Neutralität verteidigen wollten, da wir den Tag darauf nach Dießenhofen abreisen sollten; dies beweist Ihnen, wie wenig unsere Regierung von dem, was vorging, unterrichtet war. Die Berner haben sich des Nachts ohne Geräusch davon gemacht."

Alles vollzog sich so rasch, daß der Oberst nicht einmal der Basler Regierung eine Abschrift der Kapitulationsbedingungen mitteilen konnte. Erst in der Nacht um 2 Uhr, als Fischer aus Lörrach zurückkehrte, erfuhr sie, daß die Schweizertruppen mit Kriegsehren, Waffen und Bagage freien Abzug erhielten. Noch während der Nacht wurde die Proklamation Schwarzenbergs in Basel gedruckt und unter die Bevölkerung verteilt.

Während die Berner abzogen, marschierten die Basler Truppen zum Schutz der Stadt ein. Am 24. Dezember wurde die kleine eidgenössische Armee aufgelöst, und am 30. legte Wattenwyl sein Kommando nieder. Vorher entließ er den Obersten Herrenschwand mit Worten der Anerkennung für seinen Eifer und seinen vaterländischen Sinn, der auch ihm, dem General nicht abzusprechen war, auch wenn er in unrühmlicher Weise einen Feldzug beendigte, in dem er sich nur zu sehr durch die Landesregierung hatte binden lassen.

Während nun Regiment um Regiment über Basel marschierte, verhielt sich die Feste Hüningen still. Die Furcht, die sich der Bevölkerung bemächtigt hatte, war verfrüht gewesen. Welche Gefahren ihr gedroht hätten, wenn Napoleon mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit hätte eingreifen können, das erfahren wir aus einem Befehl,

den der Kaiser nach der Rückkehr aus Elba, als der Krieg aufs neue begann, an den Kriegsminister Marschall Davout richtete. Unterm 27. April 1815 befahl er ihm nämlich, vor Hüningen gegen Basel Schanzen aufzuwerfen, um die Stadt unter Feuer zu nehmen. Er solle weittragende Mörser dort aufführen lassen, um die Stadt zu verbrennen, falls die Schweiz nicht willens oder nicht fähig sei, ihre Neutralität aufrecht zu erhalten.

Mit dem Einmarsch der Verbündeten in die Schweiz nahm Napoleons Protektorat ein Ende. Die Mediationsverfassung wurde beseitigt und unter schweren innern Kämpfen mußte eine neue Verfassung gefunden werden. Aber es waren noch Jahre nötig, bis die Eidgenossenschaft ihre Unabhängigkeit vom Ausland und ihre innere Festigkeit gewann.

In Basel beruhigten sich die Gemüter nur langsam. Die Schuld an all dem Elend, das der Durchzug der Verbündeten mit sich brachte, schob man in erster Linie dem Obersten Herrenschwand zu. Der Berner Mülinen fand im Jahre 1814 die Stimmung in Basel gegen Bern äußerst gereizt, da man die Auffassung hatte, daß die Berner Truppenführer die Verletzung der Neutralität veranlaßt hätten. Mülinen gab sich alle Mühe, diese Meinung zu bekämpfen. Er hatte aber sogar „mit angesehenen und sonst sehr verständigen Männern unangenehme Auftritte, ohne bei der nun einmal herrschenden Leidenschaftlichkeit zu einiger Berichtigung der Begriffe gelangen zu können." So wie der bereits erwähnte Pfarrer Kraus urteilten nur wenige: „Und dennoch hatten wir hier ein solch unvernünftiges Publikum, daß es einzig dem eidgenössischen Platzkommandanten in Basel, Oberst Herrenschwand und seinem Berner Bataillon alle Schuld beilegte, daß man die Alliierten eingelassen habe . . . Alles wütete in toller Unvernunft. . . . Als die Truppen der Alliierten in dichten Kolonnen die Freie Straße hinaufzogen, sagte Lones Magd, eine ächte Liestalerin: ‚Das gibt ein Unglück, denn die Liestaler lassen sie gewiß nicht durch.' Als sie aber bis abends nicht wieder kamen, fand sie, „man habe sich scheint's in Liestal doch auch nicht gewehrt."

Ein abschließendes Urteil über den Platzkommandanten abzugeben, der sich nachträglich vergeblich bemühte, durch eine gedruckte Schrift seinen guten Namen zu verteidigen, kann nur Sache des Militärs sein, der mit Ruhe und unter Einschätzung der gesamten Neutralitätspolitik der Schweiz die Vorgänge und die Möglichkeiten prüft. Der klar und verständig urteilende Carl Wieland sagt in seiner Schilderung des Einmarsches (Basler Neujahrsblatt 1878): „Man tut der historischen Wahrheit gewaltigen Zwang an, wenn einzelne Personen verantwortlich gemacht werden und dies beklagenswerte Ereignis nicht als eine Folge der ganzen Lage der Schweiz in jenem Augenblicke betrachtet wird, wie sie fast mit Naturnotwendigkeit aus den Kämpfen der vergangenen Jahrzehnte sich gestaltet hatte."

Die Darstellung der Abhängigkeit unseres Landes von Frankreich, wie sie sich aus dem Einblick in manche, bisher verborgene Vorgänge ergibt, mag uns zeigen, daß die Katastrophe nichts anderes als den Abschluß einer langen unglücklichen Entwicklung bedeutet.

Der Neutralitätsbruch von 1813 bestätigt nur, daß Neutralitätserklärungen und Anerkennungen nicht die Kraft haben, den Staat gegen feindlichen Eingriff sicher zu stellen. Auch heute dürfen wir uns niemals auf unser politisches System der Neutralität verlassen. Wir sind und bleiben immer nur auf uns selbst gestellt. Auch die ewige Neutralität ist kein Schutz. Wir besitzen sie nur, wenn wir fähig sind, sie tatkräftig zu verteidigen.